

SCHWEIZ

Hausarzt? Nein Danke

Von Andreas Schneitter. Aktualisiert am 31.03.2009

Die Allgemeinmediziner demonstrieren auf der Strasse gegen geplante Labortarifsenkungen. Basler Medizinstudierende begegnen dem Streik meist mit Desinteresse: Der Beruf des Hausarztes kommt nur für wenige infrage.



Nur einer von zehn Medizinstudenten will Hausarzt werden.

Bild: Keystone

Am 1. Juli sollen die neuen, tieferen Tarife für ambulante Laboranalysen schweizweit in Kraft treten. Dagegen formiert sich der Widerstand: Vor einer Woche traten die Hausärzte der Kantone Genf und Waadt in den Streik und liessen ihre Praxen einen Tag geschlossen, morgen Mittwoch zieht der Rest der Schweiz nach. Beschlossen worden ist der «Aktionsplan» vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Allgemeine Medizin (SGAM), der zudem Protestzüge in mehreren Schweizer Städten angekündigt hat, um gegen den drohenden Verlust des «zentralen Arbeitsinstruments Labor» zu demonstrieren.

Sukkurs erhält die SGAM vom Verband der Schweizer Assistenz- und Oberärzte sowie der

Schweizerischen Gesellschaft für Augenärzte, die solidarisch den Protest begleiten wollen. Pierre-Yves Maillard, Präsident der Gesundheitsdirektoren, warnt: «Wenn das so weiter geht, ist die Hausarztpraxis, die erste Anlaufstelle in unserem Gesundheitssystem, in zehn Jahren verschwunden, weil sich keine Nachfolger finden» (die BaZ berichtete).

Um einem in Bedrängnis geratenen Beruf den Rücken zu stärken, hat die medizinische Fakultät der Universität Basel vor vier Jahren reagiert und das erste Institut für Hausarztmedizin gegründet. Institutsleiter Peter Tschudi begann bereits 2002, die Basler Medizinstudentinnen und -studenten zu ihrer Meinung über den Hausarztberuf zu befragen. Die Ergebnisse bleiben stabil ernüchternd: Nur zehn bis elf Prozent der Studierenden konnten sich gemäss der Studie in den vergangenen Jahren vorstellen, ihre berufliche Laufbahn nach dem Staatsexamen in eine Allgemeinmedizinische Praxis zu steuern. Die BaZ hat bei den Medizinstudenten nachgehakt.

«Geld nicht wichtig»

Adina Badoi und Catherine Wiesler haben soeben das Staatsexamen erfolgreich abgeschlossen und beginnen demnächst ihre Assistenzstellen. Für Adina Badoi sei der Beruf der Allgemeinärztin nie infrage gekommen. «Das Spektrum ist mir zu breit, ich arbeite lieber fachspezifisch und sehe meine Zukunft eher in einem Krankenhaus. Aber, das möchte ich betonen, die geringeren Einkommensaussichten einer Hausärztin spielen dabei keine Rolle. Geld ist nicht so wichtig.»

Catherine Wiesler hingegen hat den Beruf als Hausärztin im Hinterkopf, wenn auch erst in mittelfristiger Zukunft. Zuerst werde sie sich als Gynäkologin spezialisieren. «Aber mir gefallen die geregelten Arbeitszeiten einer Hausärztin, ausserdem lernt man die Patienten eingehender kennen und baut eine persönlichere Beziehung zu ihnen auf. Der ganze Mensch steht im Vordergrund.» Die Möglichkeit, in einer Gruppenpraxis tätig sein zu können, müsste allerdings grösser sein als heute, sagt sie. «Vor allem wenn ich einmal Kinder haben sollte.»

Dieser Anspruch deckt sich mit den Befragungsergebnissen von Peter Tschudi. «Das Medizinstudium wird feminisiert», sagt er, «an manchen Universitäten haben wir bis zu drei Viertel weibliche Medizinstudierende. Der Hausarztberuf wird ein Frauenberuf.»

Gruppenpraxis bevorzugt

Von den Frauen würden, so Tschudi, nur 20 Prozent Vollzeit arbeiten wollen. «Die Mehrheit hat Freude an den Praxiserfahrungen bei einem Hausarzt, wünscht sich aber Flexibilität. Dies ist nur in einer Gruppenpraxis möglich.» Davon gebe es aber viel zu wenige, und noch immer gilt der Zulassungsstopp für Praxisgründungen. «Wir haben also eine ungünstige Konstellation: In ländlichen Gebieten haben Hausärzte Mühe, Nachfolger zu finden. Interessierte Studienabsolventen bevorzugen eine Gruppenpraxis, Neugründungen sind jedoch nicht möglich.» Diesen Missstand zu beheben, sollte Aufgabe der Politik sein, sagt Tschudi. Und nicht

dessen Verschärfung.

Für die Studenten in der Cafeteria der Medizinbibliothek stehen die politischen Forderungen jedoch nicht an erster Stelle. «Das Berufsbild des Hausarztes gefällt mir nicht», sagt Stefan Christen. Er hat es während des sogenannten Einzeltutoriates im dritten Studienjahr, in dem er einen halben Tag pro Woche bei einem Allgemeinpraktiker verbrachte, aus nächster Nähe erlebt. «Sobald ein Fall interessant ist, muss man ihn an den Spezialisten weitergeben.»

Seine Kommilitonin Anja Herzog pflichtet ihm bei: «Noch vor einem Jahr war ich interessiert an diesem Beruf, aber nach dem Einzeltutoriat hat sich dies geändert. Als Allgemeinpraktiker ist ein breites Spektrum an Fachwissen gefordert, das jedoch kaum je eingesetzt werden kann.»

«Stark reglementiert»

Herzog wie Christen bekräftigen die Bedeutung des Hausarztes für das schweizerische Gesundheitssystem, «aber man muss der Typ dazu sein», sagt Christen. «Allgemein ist unter den Studenten das Interesse an diesem Beruf sehr tief. Nicht nur wegen der Arbeit, sondern auch wegen der Rahmenbedingungen. An der Fakultät hier in Basel bemüht man sich zwar sehr, die Vorzüge des Hausarztberufes zu betonen und Studenten dafür zu gewinnen, die strenge Reglementierung schreckt jedoch viele ab.»

Angemessene Löhne. Es sieht also nicht gut aus für die Zukunft der Allgemeinpraktiker, wenn man den Antworten in den Gängen der Medizinbibliothek Glauben schenken will, und Peter Tschudi vom Institut für Hausarztmedizin fürchtet um das vortreffliche Gesundheitswesen in der Schweiz, das immer nur so gut sein könne wie die Kompetenz der Grundversorgung reichen würde, «aber dazu braucht es angemessene Entschädigungen für den Allgemeinarzt, und das muss die Politik endlich begreifen.»

Hoffnung kommt von den ganz Jungen: Meng Wu ist im ersten Studienjahr, sie sagt, «ich muss mich erst noch orientieren, was es sonst alles gibt», aber Hausärztin, das könne sie sich vorstellen. «Mehr Abwechslung und Flexibilität kriegt man als Ärztin im Leben nicht.» (Basler Zeitung)

Erstellt: 31.03.2009, 08:09 Uhr
